

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 19

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 19
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
11. Mai
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telefon Bollwerk 33 79

Frühlingsabend.

Von Frida Schibli-Surrer.

Durch das offene Kammerfenster
Strömt der laue Abendwind,
Eine Amsel singt im Garten,
Hier, im Bettchen, schläft mein Kind.

In die Stille unsrer Kammer
Flüstert leis der Apfelbaum.
Duft von rosenroten Blüten
Schwebet um des Kindleins Traum.

Sanfter Abend, holde Stunde!
Frühling, o, ich preise dich!
Sternennacht umschimmert balde
Baum und Vogel, Kind und mich.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

11.

Beide schritten auf der Wandelbahn nebeneinander her. Beide immer noch tief bewegt. Und die Frau bedrückt, beschämt.

„Vollert! Einmal noch gestatten Sie mir den Namen. Zum letztenmal. Sie haben mich damals verachtet. Verachten müssen. Tun Sie es noch?“

„Liebste Erdmüte — verehrte gnädige Frau, schneiden wir doch unsere Erinnerungen nicht auf diesem Ende an. Wir haben ja so viele andere.“

„Nein. Ich muß es erst wissen, ob Sie mir verzeihen haben.“

„Wenn das durchaus die Brücke zu neuer Freundschaft sein soll: ja, Erdmüte, von ganzem Herzen!“

„Ich danke Ihnen. — O, wie oft hat mich dieser Brief gequält. Ich sah ihn an jeder Wand — mit glühenden Buchstaben...“

„Ihr späteres Glück hat sie längst ausgelöscht. Muß sie ausgelöscht haben. Zwei solche Prachtjungen! Nun weiß ich auch, warum mir dieser Dieb wie ein ganzer Sonntag in den Kutter sprang. Er trägt Ihr Gesicht. Das war's, was mich grüßte. Von Ihren Jungen sollen Sie mir erzählen. Dabei werden Sie lachen — und Sie wissen, ich hörte so gern Ihr Lachen.“

„Weinen müßte ich, bittere Tränen weinen, wenn ich Ihnen von denen berichten wollte“, stieß Frau Nautilus hervor.

Edleffen stand still und sah die Frau, die er einst geliebt hatte, mit seinen hellen, blauen Augen teilnehmend an.

„Dann tun Sie es heute lieber nicht. Obwohl es bei mir angebracht wäre. Ich bin ja sozusagen von Amtes wegen geseht, fremde Herzenskümernisse in mich aufzunehmen.“

„So sind Sie also wirklich Geistlicher geblieben?“ rief Frau Nautilus erstaunt. „Ich hörte —“

„Wieder geworden, meine verehrte gnädige Frau. Ja, das ist eine lange, verzwickte Geschichte.“

Ich war eine Zeit lang Missionar. Ja, ha—ha—ha—ha!“ Pastor Edleffen lachte, ein gewaltiges, herzbezwingendes Lachen. „Europa war mir zu klein geworden. Darum ging ich, als Schwarzer, ha—ha—ha, nach dem schwarzen Erdteil.“

„Dahin gehörten Sie auch nach —“

„— nach meiner ganzen romantischen und hirnverbrannten Naturrichtung. Das wollten Sie doch sagen, liebe gnädige Frau. Und darin haben Sie vollkommen recht.“

„Es war das letzte, was ich und alle meine Bekannten über Sie erfuhren.“

„Und auch wohl Ihr jetziger Gatte. Ich kann mir denken, was er gesagt hat. Wild war er und bei den Wilden muß er verbraucht werden.“

„So ähnlich“, sagte Frau Nautilus lächelnd. „Sie hießen ja auch nicht umsonst schon auf der Universität der wilde Kandidat.“

„Na, sehen Sie! Darin liegt ja alles beschlossen. Liebe Frau Nautilus, ich habe Ihnen natürlich — nein, nicht Ihnen, aber diesem erwünschten Assessor — damals das gewünscht, was kein Christ, geschweige denn ein christlicher Pfarrer, seinen Mitmenschen wünschen darf. Aber vernünftig war's doch, daß Sie mich rechtzeitig absagten, ehe ich Sie in meine, ja, sagen wir ganz ruhig ‚exotischen‘, Wirbel hineinziehen konnte.“

„Ach ja — ‚vernünftig‘ mag es wohl gewesen sein.“

„O, Sie müssen das nicht so anklagend, so bitter sagen.“

Sonst müßte ich ja denken — was hätte ich Ihnen wohl bieten können? Ihre Natur lief ja in ganz anderen Gleisen.“

„Ja — das glaubte ich damals“, erwiderte Frau Nautilius tonlos. „Aber kennt man sich denn mit achtzehn Jahren?“

„Noch nicht mal mit achtzig. Aber nun will ich Ihnen doch gleich meine ganze Naturgeschichte erzählen. Also, als Sie sich mit ihrem jetzigen Gatten verlobt hatten — weiß er übrigens...?“

Frau Nautilius schüttelte den Kopf.

„Dies Geheimnis habe ich für mich behalten.“

„Das war nicht recht, liebe gnädige Frau. In solchen Dingen muß man aufrichtig sein. Nicht feige.“

„O, es war nicht Feigheit. Ich wollte es für mich behalten.“

Jetzt schüttelte Pastor Edleffen den Kopf.

„Mann und Frau dürfen keine Geheimnisse haben. Aber ich habe nicht zu rechten. Ich am wenigsten. — So kennt mich Ihr Mann also nur als Hauspräzeptor Ihrer Brüder, als den wilden, verrückten Unsinnmacher, über den Ihre ganze Familie Kopf stand.“

„Und so soll es auch bleiben“, sagte Frau Nautilius leise. —

„Frauen sind merkwürdige Geschöpfe!“ Pastor Edleffen rief es in so erstauntem Ton, als habe er eine völlig neue Entdeckung gemacht, und so laut, als müsse er es den Möwen und Riewen draußen auf der Knipfandzunge mitteilen. „Ja, das habe ich an meiner verstorbenen Maife-Frau gemerkt. Die war nachträglich doch manchmal eifersüchtig auf — hm, man sollte also doch wohl derartige Geheimnisse stets bewahren als das, was sie unserem Herzen ursprünglich gewesen sind. Es sind Vergißmeinnichte in dem Garten unserer Jugend — das Leben schenkt sich zum zweitenmal nicht wieder.“

„So ist es wohl!“, bestätigte Frau Nautilius, eine Träne im Auge zerdrückend.

„Aber dafür schenkt es uns das Leben“, fuhr Pastor Edleffen fort, seinen Stock, eine wahre, kleine Keule, schwingend, als fordere er dies Geschenk alle Tage neu zum Kampfe heraus. „Schenkt es uns sich selbst immer und immer wieder. Ja, es ist eine Lust zu leben! Die Geister erwachen, wenn sie auch so tun, als wollten sie alles Bestehende in Stücke schlagen.“

„Wenn Sie so Ihren Stock schwingen, Herr Pastor, sehen Sie aus, als wollten Sie ihnen dabei helfen“, sagte Frau Nautilius lächelnd.

„Das will ich auch, liebe Frau Nautilius“, rief Edleffen mit gewaltiger Stimme. „Was morsch ist, soll stürzen, was angefault ist, soll völlig ausgerodet werden, damit neue Blüten neue Früchte treiben können.“

„So sprachen Sie schon damals. Lieber Herr Pastor, später weiteres von Ihren Ideen. Zuerst von Ihnen selbst.“

„Ich selbst bin ja ohne diese Ideen gar nicht denkbar. Die machten mich ja gerade zum Außenseiter. Denn sehen Sie, ich wurde ja selbstverständlich ein sozialer Pastor. Soweit hatte ich mich mit dem Zeitgeist eingelassen, und er kriegte mich natürlich unter. Aber ein sozialer Pastor, der sich in seinem Ideenkreis aktiv betätigen will, kann nicht gut Pastor bleiben. Er sitzt zwischen zwei Stühlen. Er lebt in

fortdauernden Konflikten zwischen dem pastoralen Bureaukratismus einerseits und dem ungeschriebenen Evangelium in der Brust andererseits.“

„Und da zogen Sie natürlich die Folgerungen, die Sie ziehen mußten?“

„Ich hasse die Kompromisse sonst wie der Teufel, aber diesmal fand sich ein Ausweg. Ich ging nach Afrika. Denn ich hatte“, Pastor Edleffen befaß seine gewaltigen Hände, „nicht bloß die Fäuste dazu, mit Schwarzen umzugehen, sondern auch —“ Er stockte und rieb die Hornhäute der inneren Handflächen gegeneinander.

„— sondern auch die nötige handwerkliche Geschicklichkeit in diesen Händen“, ergänzte Frau Nautilius mit einem bitteren Lächeln. „Sprechen Sie's nur aus. Ich weiß, welche Gedanken Ihnen dabei kommen müssen.“

„Ja, ja. Die hatte ich mir schon als Student und Kandidat beim Schmied und beim Tischler und bei anderen Leuten aus Hans Sachsens Betternschaft erworben. Weil ich von Jugend auf zu allerlei Handwerksarbeit Lust und Geschick hatte. Und diese Greifwerkzeuge, an sich schon Nummer neuneinhalb, waren dadurch so grobschlächting geworden, daß sie in eine liebe und geliebte Hand nicht mehr paßten.“

„Ach, das Leben hat auch diese Hand anders geführt, als die Phantasie es der Besitzerin damals vormalte“, sagte Frau Nautilius traurig. „Es hat sie schmerzlich angefaßt und tut es noch. Aber daß ich damals in den Brief den Satz über Ihre Hände hineinschrieb“, sie krampfte die eigenen zusammen, „das kann ich mir nie verzeihen.“

„Wirklich nicht? Liebe — meine verehrte gnädige Frau, mir war nun das andere, das mit dem Herzen, sehr viel schmerzlicher.“

„Sie, Ihr Feuer und Ihre Ideen liebte ich. Aber Ihre Hände und Ihr wilder Weg stießen mich zurück. Ich war wie ein Kind, das den Kern mit fortwirft, weil es sich die Finger an der Schale zu verderben fürchtet“, setzte Frau Nautilius ihre Selbstanklagen fort.

„Dieser Weg wäre auch nichts für Sie gewesen“, erwiderte Pastor Edleffen beruhigend. „Schon meiner Maife Mutter, die doch von einem großen Bauernhof herkommt, war den Schwarzen nicht gewachsen. Sie, liebe Freundin, hätte ich wahrscheinlich gleichfalls drüben begraben müssen. Jedenfalls haben die Tropen in ihr den Todeskeim gelegt — sehen Sie, das ist nun etwas, was ich mir nicht verzeihen kann. Aber auch meine Natur, eine Bombennatur, liebe Frau Nautilius, war der Malaria und ihren hundert Verbündeten auf die Dauer nicht gewachsen. Ich mußte zurück. Aber ich war immer noch sozialer Pastor geblieben, in einem solchen Maße, daß ich doch nach kurzer Tätigkeit wieder vorzog, aus dem Amte zu scheiden.“

„Um dann zum zweitenmal unters Joch zurückzukehren? Als reuiges Schaf?“

Pastor Edleffen lachte wieder sein gewaltiges Lachen.

„Sie meinen als rüdiges? Ja, manche meiner Herren Amtsbrüder mögen mich wohl auch 'n bißchen als solches betrachten. Nein, völlig freiwillig. Ich bin zurzeit Hallig-pastor.“

„Mein Gott, Edleffen, Sie? Mit Ihrer Freiheitsnatur, Ihrem Tätigkeitsdrang Pastor auf einer Hallig? Auf einer

von aller Welt und aller Kultur abgeschnittenen wüsten, einsamen Insel, mitten im Meer?"

„Wie Robinson, ja. Nach Ihrer Vorstellung wenigstens und nach der mancher Leute. Aber ich sehe schon, von der Natur einer Hallig haben Sie noch nicht viel Ahnung. Werden Sie schon bekommen. Sie mit Ihrem Mann und vor allem mit Ihren Jungen müssen mich dort besuchen.“

„Ach, schweigen Sie mir von denen. Wollen Sie nun dort den, hoffentlich noch sehr langen und bedeutenden, Rest Ihres Lebens verbringen?"

„Bin ich ein Prophet, meine Gnädige? Die Leute lebten schon Gott weiß wie lange in ihrer Meeresdiaspora und konnten keinen Pastor bekommen. Das Haus war fast unbewohnbar geworden, und die Gemeinde ist selbstverständlich arm. Da hab' ich mich freiwillig gemeldet.“

„Aus Mitleid also?"

„Nein aus Liebe, meine gnädige Frau!"

Pastor Edlessen betonte diese Worte sehr stark, wandte sich gleichzeitig um und sah mit einem fast zärtlichen Blick nach der Schmur der verlorenen, kleinen Werften am Horizont hinüber.

„Sehen Sie, da schwimmen sie. In der Luftspiegelung wie kleine paradiesische Inseln, wie stille, leise glimmende Träume in dem wüsten Hexenbrodel der Welt. Das sind sie meinem Herzen, und ihre armen, weltverlorenen — gottlob der Welt verlorenen, möchte ich beinahe sagen — Menschen sind meine Kinder.“

„Sie werden gut bei Ihnen aufgehoben sein, Edlessen. Ach“, Frau Nautilus seufzte schwer auf, „meinen Jungen hat vielleicht eine solche Insel und ein solcher Hüter gefehlt.“

„Liebe Frau Erdmüte, Sie sehen gewiß zu schwarz. Sie sind wahrscheinlich eine sehr strenge Mutter.“

„Sagen Sie lieber eine pflichtvergessene, Herr Pastor“, rief Frau Nautilus schneidend.

„Wieder diese Härte gegen sich selbst! Ich kann Ihnen nicht glauben. Was gedenken Sie oder Ihr Gatte oder das Leben dem aus diesen beiden anscheinend allerdings in der schönsten Blüte der Flegeljahre stehenden jungen Welt-eroberern zu machen? Aber wie kann ich da fragen. Zwei Nautilus. Also selbstverständlich Juristen.“

„Ja, mein Mann konnte sich bis jetzt allerdings kaum etwas anderes vorstellen“, erwiderte sie mit geprehter Stimme. „Aber sie sind auf der Schule so schlecht. Faulpelze, Bantdrücker, völlig hoffnungslose Lebensrekruten. Et was anderes kommt noch hinzu. Wir werden sie vielleicht ganz vom Gymnasium wegnehmen müssen.“

„Also so halbwegs verlorene Söhne?“ rief Pastor Edlessen erstaunt. „Nein, das kann ich nicht glauben. Aber der Fall interessiert mich. Es sind ja Ihre Kinder, Erd — liebe gnädige Frau. Ich sehe, Ihr Herz ist wegen der Jungen ganz übermäßig bedrückt. Es bedarf der Erleichterung. Wollen Sie mir nicht alles ausschütten?“

„Noch nicht, lieber Freund. Ich hoffe, daß das Schlimme sich noch zum Guten wende. Aber ich möchte Sie mit meinem Mann, flüchtig haben Sie ihn ja bei uns kennen gelernt, aufs neue bekannt machen. Ich möchte, daß Sie einmal mit ihm über die beiden Jungen sprächen. Können wir uns nicht im Kurhaus treffen?“

„Ich bin ganz und jederzeit zu Ihrer Verfügung. Die beiden Zuchtböcke, die in Nebel für mich stehen, laufen mir nicht weg. Ich übernachtete sowieso in Wittdüin.“

„Dann also heute Abend, wenn ich bitten darf.“

„Ich werde mich mit Maife und einem Riesenappetit einfinden, ha—ha—ha! Ich freue mich darauf und nicht zum wenigsten auf Ihren Dieb und Lambert. Denn die haben's mir angetan.“

„Und ich werde der Gesellschaft erst mal wieder gründlich den Kopf waschen müssen. Lieber Herr Pastor, mein Mann darf's nicht wissen, daß Sie die Jungen mitten in der See aufgegriffen haben. Es würde ihn zu sehr aufregen.“

„Selbstverständlich nicht. Kranke Menschen haben Anspruch auf Schonung.“

Damit verabschiedeten sich beide. Pastor Edlessen begab sich zur Post, um wegen seiner Zuchtböcke zu telephonieren, und begleitete mit seinen Gedanken die von schwerer Sorge um ihre Kinder gebeugte, einstmals geliebte Frau, die ihm aus ihrem so poesievollen, heimlichen Verlöbniß heraus so plötzlich und so schroff, ja beleidigend, abgeschrieben hatte, weil seine Hände und seine Lebensbahn ihr nicht vornehm genug waren. Und Frau Nautilus dachte mit Gefühlen neuer Beschämung an den Mann zurück, der wie ein Schiffer an ihrem Horizont aufgetaucht war und wie ein Bauer Zuchtböcke kaufte, der nach Kleidung und Sprache kaum mehr als beides war; allerdings lächerlicherweise auch noch Pastor, in freiwilliger Verbannung und auf einer weltverlorenen Meeresinsel dazu. Aber der, er mochte sein und tun, was er wollte, stets den Mut gehabt hatte, sein eigenes Leben zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Förderung der Kirchenmusik in Bern einst und jetzt.

Die Orgelmusik trat schon im 16. Jahrhundert, den Kirchengesang unterstützend, auf, dominierte dann im 17. Jahrhundert und erreichte in den kolorierten Orgelchorälen von Seb. Bach ihren Höhepunkt.

Einer Abhandlung von H. Türler, Bundesarchivar, aus dem Jahre 1896 ist zu entnehmen, daß schon vor der Reformation in Bern die Kirchen- und speziell die Instrumentalmusik eifrig gepflegt wurde, befand sich doch hier ein Orgelbauer, dessen Ruf bis nach Italien gedrungen war. Ein Chorcherr als Kantor unterrichtete die Chorknaben im Münster im Gesange. Aber die Reformation ließ nebst den Altären, Gemälden und Heiligenstatuen auch die Orgel aus dem Münster verschwinden. Sie wurde um 130 Kronen in das Wallis verkauft und ist heute noch in der berühmten Kirche auf Valeria in Sitten aufgestellt.

Der allgemeine Kirchengesang mit Palmenlingen wurde eingeführt, man hatte aber große Mühe, ein nur einigermaßen befriedigendes Resultat zu erzielen. Als man so weit war, einen einstimmigen Gesang ordentlich zu singen, versuchte man sich an einem vierstimmigen, gab aber den Versuch bald auf, „um Unordnung zu vermeiden“ (wie es in einer Chronik von 1584 heißt). Trompeter und Posaunenbläser, die im Dienste der Stadt waren, begleiteten mit ihren Instrumenten den Kirchengesang; aber oft ließ diese Musik zu wünschen übrig.

Allmählich muß man es doch zu einem erfreulichen Resultat gebracht haben, denn im Jahre 1663 sprach der Rat von einem frühern „Kor“ der Kirchenmusik, den der